

LUDWIG BECHSTEIN

GRIMMENTHAL



ROMAN
PRONG PRESS

LUDWIG BECHSTEIN

GRIMMENTHAL

Der Originaltext des Romans stammt aus verschiedenen Quellen. Er wurde vom Herausgeber überarbeitet, stilistisch behutsam modernisiert und an die neue CH-Rechtschreibung angepasst. Einige Stellen wurden leicht gekürzt, andere minimal erweitert. Im Vordergrund dieser Bearbeitung stand die Lesbarkeit der Texte. Alte, nicht mehr gebräuchliche und deshalb unverständliche Worte wurden, wo immer es möglich war, durch aktuelle Bezeichnungen ersetzt.

PRONG PRESS

**ERSTES BUCH:
HESPERUS**

KAPITEL I

Ein wundersames, tiefmystisches Bild lag vor dem Dichter dieses Buches. Je mehr er das Bild anschaute, desto mehr schuf es in seinem Inneren neue Bilder, und die arme Sophie tat an ihm dasselbe Wunder, welches vor dreihundert und dreissig Jahren das Original getan: Sie begeisterte. Der Dichter blickte von dem Bild auf die Vergangenheit, und von der Vergangenheit auf das Bild, da wurde jene zum lebendigen Gemälde, und dieses zur bewegten Zeit; über beide aber breitete die Poesie ihre hellfarbigen Schwingen, und wehte vor seinen gläubigen Augen einen Prachtteppich voll zahlloser Gestaltenfülle. Es war darauf zu sehen eine reizvolle Gegend, von den Strahlen der Abendsonne magisch beleuchtet; noch einmal flammte diese recht hell und schön, dann sank sie nieder hinter dem grauen Gemäuer einer alten Burg. Die Sonne war das Rittertum, das sich in sein Grab legte. Gott habe es selig!

Abendliches Wehen säuselte durch die Blätter einer 500-jährigen Linde, die in einem grünen Tal und an deren gigantischem Stamm ein alter Opferstock stand – darüber roh geschnitzt ein Bild der Madonna mit dem Kind. Der Abendstern ging auf, und schien auf das Bild; das entzündete sich an dem milden Schein, und wurde selbst zu einem glanzvollen Stern. Da kamen die Weisen und Unweisen von Orient und Okzident, und beteten an. Weithin strahlte der Glanz des Sterns und zeigte tausend und abertausend Wallfahrern die Bahn; und der Stern war der Glaube. Ein schöner, heiliger Stern! Über der Erde lag die Nacht und über den Völkern lag ebenfalls Nacht, und durch das mitter-

nächtliche Dunkel zogen tausend wundersame, leuchtende Meteore, Zauber und Wunder, Erdbeben und Gewitter. Dort stand ein hoher Tempel und ein Hochaltar, und über dem Hochaltar gross und schön das Bild, vor welchem die frommen Wallfahrer knieten, die Unreinen vor der Reinen, die Blinden vor der allsehenden Gottheit, die Kranken vor dem ewigen Quell des Heils. Aller Glanz, der die Macht ringsum erhellte, floss aus dem Bilde; und es blieb lange tiefe Nacht in der Welt und in dem grünen Tal.

Siehe, da wurde es hell im Osten, und die Morgenröte hob ihr junges Rosenantlitz über die Berge und stand auf den Bergen leuchtend, verklärt und verklärend, eine Auferstandene und eine Wiedergeborene. Sie küsste den Himmel und die Erde, und von ihren Küssen entbrannten Süd und West; nur die Mitternacht wollte sich von ihr nicht küssen lassen, und floh in das grüne Tal und wehrte die Lichtumarmung ab. Aber von der aufglühenden Morgenhelle verblich der Wunderschimmer des Bildes und die Farben bleichten aus; und zuletzt stand es einsam, reizlos, verlassen, irdisch arm, was so himmlisch reich geschienen; und man sah, dass seine Herrlichkeit eine vergängliche gewesen. Jenes Morgenrot aber, das die Schatten der Nacht verscheuchte, war die Wahrheit. Die alte Burg, hinter welcher vorhin die Sonne sank, war indes in Trümmer zerfallen; das Wappenschild über ihrem Tor, eine schwarze Henne auf einem grünen Berge, zerbrach. Die Henne starb, Henneberg sank, statt ihrer trat der Hahn der Freiheit auf die Berge und rief durch das flammende Frührot die Völker zum Erwachen.

Mitten im Spiegel eines Sees lag auf einer grünen Insel Sankt Wolfgangs Wallfahrtskapelle, prangend im Inneren mit dem Bild des heiligen Bischofs, der in der rechten Hand einen Tempel, in der Linken den Krummstab und ein Beil trug, äusserlich aber mit Kränzen und Kreuzesfahnen verziert war. Rund um den See lachten blühende Wiesengründe, und an diesen hoben sich bewaldete Anhöhen malerisch empor. Volkreiche Dörfer lagerten zum Teil nahe am See, zum Teil in geringen Entfernungen vom selben – manche in traulicher Stille einer schattendüsteren Waldbucht halb versteckt. Wilde Schwäne durchrauschten stolz das blaue Gewässer, und aus dem dichten Uferschilf scholl oft durch die Abendstille und das tiefe Schweigen der Nacht weit hallendes Geschrei von Rohrdommeln, während sich am Tag Scharen lustiger Taucher, Möwen und Kiebitze auf der weiten Wasserfläche herum tummelten. Vor einem mässig hohen Bergkegel schaute Schloss Henneberg in der Entfernung einer guten halben Stunde herab auf das schöne, fruchtreiche Land. Henneberg, das alte Stammschloss einer uralten Grafenfamilie, deren Namen die vaterländische Geschichte oft erwähnt, und deren Ruhm und Tatenglanz als heilige Immortelle um die Trümmer ihrer Burgen und Sarkophage blüht, immer noch lebendig, während schon vor 250 Jahren der letzte Zweig jenes einst so blühenden Stammes in die Gruft sank. Henneberg, ein altes Haus, und schon damals nicht mehr bewohnt von seinem Besitzer, der in Schleusingen seine Residenz hatte, sondern nur bewohnt und bewacht von einem Burgmann, dem es gut dünken mochte, dass der Herr mit seinem Hofstaat sich in ein graues Talschloss vergrub, und ihm den heiteren Wohnsitz – mitten in grüner Waldung und grenzend an das Blau des Himmels – in freier Bergluft überliess.

Es war der Abend des Kirchweihfestes des Heiligen: Gebet und Litaneien, Psalmodien und Hymnen waren verhallt; von den Tausenden frommer und nicht frommer Wallfahrer, die aus allen Gegenden von nah und fern herbei geströmt, war ein Teil bereits wieder hinweg gezogen, ein anderer Teil aber war da geblieben, um in der Frühe des folgenden Tages die Heimfahrt anzutreten, und hatte sich entweder in die nahen Dörfer zerstreut oder gedachte, am Rande des Sees bei lodernden Feuern eine fröhliche Nachtwache im Freien zu halten. Aus den Dörfern schallte Tanzmusik und der Jubel mannigfaltiger Lust. Kleine Kähne glitten über den stillen See, und nur wenige Beter knieten noch vor dem hohen Kreuz, welches ausserhalb der Kapelle stand, dessen Stamm der Begründer der neuen Kirche, Graf Wilhelm V. von Henneberg, selbst aus dem nahen Wald zum Ufer des Sees getragen haben soll. Und zwar im Jahr 1462, weshalb am Fuss des Kreuzesstammes immer noch ein Chronogramm in Versform eingehauen war: ECCe LIGNUM CRUCIS. Die Abendsonne aber funkelte im venezianischen Spiegelglas der Kirchenfenster und goss reinen Schimmer der Verklärung über Land und See.

Nahe am südlichen Ufer des Sees überragte eine alte Warte mehrere Wohngebäude eines ärmlichen Lehngutes, vorzugsweise der Turm genannt, und nicht allzu weit davon erhob eine alte Kemenate, also ein heizbarer Steinbau, sein Gemäuer mitten im bunt belebten Wiesental. Zwischen ihm und dem Turmgut war ein hohes Zelt aufgeschlagen, in und vor welchem fröhliche Männer und Jünglinge in glänzender Tracht sassen, zechend und plaudernd. Und rings umher lagerten in der Nähe angebundener Rosse reisige Knappen in ebenso heiterer Be-

schäftigung. Man konnte sich getrost wieder dem Genuss der fröhlichen Weltlust überlassen, und waren nur die frommen Bussen vollbracht, war nur die nötige Anzahl frischer Rosenkränze abgebetet, auch wieder den sündigen Gelüsten menschlicher Schwachheit folgen; denn noch hing an der Kirchentür von St. Wolfgang der mächtig grosse Ablassbrief auf Pergament – gültig im Gebiet der Gläubigen sowie der Ungläubigen – mit fünfzehn Siegeln ebenso vieler Kardinäle und köstlicher Malerei versehen, welcher allen Wallfahrern und Betern zu St. Wolfgang 100-tägigen Ablass verhiess. Wer hätte nicht freudigen Gebrauch machen wollen von solch liebevoller Gnadenspende, von solch gnadenvoller Liebesgabe der milden und freundlichen Mutter Kirche?

Im letzten Sonnenstrahl erglühete das hohe Haus Henneberg. Im Ritterzelt erhob sich vom Feldstuhl der junge und stattliche Herr, dem dieses Land gehörte, Fürst Wilhelm VII. Er trug einen leichten Brustharnisch und einen goldig strahlenden Helm. Auf seiner Brust hing ein Kleinod, die Ordenskette der „Bruderschaft zu den vierzehn Nothelfern“ – künstlich von Silber ausgeprägt. Vierzehn Bildnisse dieser heiligen Nothelfer baumelten daran und zwischen jedem Bild ein Cherubim, der eine Bandschrift trug, darauf des Heiligen Name stand. Unten aber, wo die Ketten zusammen liefen, zeigte sich in Taubengestalt der Heilige Geist, mit einem Diadem gekrönt, und unter diesem St. Christoph, tragend das Heil der Welt in Gestalt des Christuskindes. Solch einen Orden hatte der fromme Vater des Fürsten gestiftet und errichtet, derselbe, welche hier dem heiligen Wolfgang diese Kirche gebaut, derselbe, welcher auf Antrieb seines Herzens ins Heilige Land gereist war.

Der junge Fürst überschaute noch einmal die reizende Flur, und wandte sich dann zu dem Jugendfreund neben sich, dem Ritter Burkhard Trott, und sprach: „Fürwahr, mein Vater hat zum Lob des Heiligen eine schöne Stätte erwählt, wie vielleicht keine zweite so schön gefunden werden mag in unserem ganzen Land. Wie lustig dieses Gefilde ist! Doch die Sonne ist hinab gegangen; lasst uns aufbrechen, dass wir unser Schloss Massfeld noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Erbittet St. Wolfgang's Schutz: Der Heilige schirme uns und gebe uns fröhliche Heimfahrt.“

„Gegen Schleusingen nämlich, nicht zum Himmel“, scherzte der heitere Schenk von Ostheim, und leerte noch einmal den vollen Becher.

„Wie Gott will, Herr Schenk!“, erwiderte ernst der Fürst, und es war auffällig, dass dieser solchen Ernst mit so grosser Jugend vereinte, denn er zählte erst zwanzig Jahre, aber der Sinn des heimgegangenen Vaters war auf ihn vererbt, und die gleich gesinnte würdige Mutter, Fürstin Margarethe, die den so bald vaterlos gewordenen Knaben erzogen, hatte seinem Geist frühzeitig eine Richtung nach dem Höheren gegeben, aus welchem allein in allen Lebenslagen, heiteren und trüben, Kraft und Ruhe, Trost und Friede quellen. Und es war auch in jener Zeit eine wunderliche und dabei noch innige Verschmelzung des Religiösen und Weltsinns bemerkbar, aus welcher sich eine fast dichterisch ideale Weltanschauung gestaltete, vergleichbar einem Baum, der sich mit tausend Wurzeln an die Erde klammert und mit tausend Zweigen und Blättern und Blüten zum Himmel aufstrebt. Die Ritter brachen auf, die Knechte führten ihre Rosse vor und brachen das Zelt ab. Burkhard Trott nahm Abschied von dem Herrn und trat nach Henneberg hinüber. Sein alter

Vater war der Glückliche, der als Burgmann auf der hoch und herrlich gelegenen Festung wohnte.

Mit den Rittern Schenk von Ostheim, Stein, dem Edelknecht Marschalk und einigen anderen Lehensmännern ritt Fürst Wilhelm durch den stillen Talgrund der Sülze dem altertümlichen Schloss Massfeld zu, dessen Mauern die Wellen der Werra umspülten.

Vor dem Kreuz auf St. Wolfgang's heiliger Insel erhob sich jetzt ein andächtiger Beter, setzte sein Barret auf das lockige Haupt und warf den leichten Mantel über die Schulter.

„Die Welt wird still“, sprach er leise vor sich hin. „Dort reiten die edlen Herren, und auch das Volk hat sich zerstreut und sucht ein gastliches Obdach. Ich bin der letzte Wallfahrer hier, und war der erste heute früh; ich habe den Morgen unter dem Kreuz begrüßt und mich vom Abend an derselben Stelle wieder finden lassen, während ich in den Tagesstunden oben am vom Wald bewachsenen Bergabhang sass und an einem Gedicht schrieb.“ Der Beter zog ein Buch aus seiner Tasche hervor und blickte hinein; der letzte Schein des dämmernden Tages gönnte seinen Augen kaum noch die blumige Weide auf den Zeilen des Gedichtes, das heute erst begonnen worden war.

„Ja, ich glaube treu geschildert zu haben“, setzte der Dichter sein Selbstgespräch fort, während er über den langen Steindamm schritt, welcher seit kurzem die Insel St. Wolfgang's mit dem festen Land verband.

„Der Frühling naht und heiter lacht der Himmel;
St. Wolfgang's Insel trägt des Volks Gewimmel,

da kommt der Fürst in seinem härenen Gewand
und hält den Pilgerstab in seiner Hand,
und tiefe Trauer fühlet Volk und Land;
es will der Vater von den Kindern scheiden.
Noch eine Tat der Frömmigkeit ist zu vollbringen er bereit,
bevor auf lange, lange Zeit er muss
der Heimat teure Fluten meiden.
Dort, wo der See das Inselufer netzt,
legt er den Grundstein einer Kirche jetzt,
manch Segenswort entquillt den Priesterlippen.
Nun reitet er hinweg mit trübem Blick;
samt den Begleitern schaut er oft zurück,
und alles weint und wünscht den Pilgern Glück
zu der fahrvollen Fahrt durch Wogen, Sturm und Klippen.“

Zufrieden mit diesen Einflüsterungen seiner Muse wandelte Georg Doth die grasigen Fusspfade längs eines murmelnden Bächleins weiter nach dem Dorf Sülzfeld, durchschritt dieses ohne Aufenthalt, und eilte, nicht geschreckt durch die einbrechende Nacht, der Stadt Meiningen zu. Ein Gedanke nur erfüllte seine Seele, der Himmel hätte nicht sternenklar zu sehen brauchen, der Mond durfte immerhin anders wohin scheinen, als auf den Weg des Einsamen; ein Gedanke war ihm Stern und Mond, Stab und Leuchte: sein Gedicht. Er wollte den Zug Wilhelms des Fünften von Henneberg ins Heilige Land besingen. Ein schöner, würdiger und erhabener Stoff für einen Dichter am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Vollendung trat vor seinen Geist mit einer Lorbeerkrone, der Ruhm erschien ihm mit weit schmetternder Posaune. Wir lächeln darüber, wir wissen Höheres zu feiern, als eine Bussfahrt nach Palästina, aber die holden

Träume einer Dichterseele sind unter allen Jahrhunderten dieselben. Des Schaffens seliges Gefühl wird von Gold weder aufgewogen, noch ist es käuflich, es ist die Wunderquelle in Pieros umschattetem Hain, ist der Nektar, der die armen Sterblichen den Göttern des Himmels gleich macht und sie hoch über die Erdengötter stellt.

Georg Doth war nicht mehr so jung wie seine dichterischen Gefühle, aber auch nicht so alt wie sein Bruder, der 34 Jahre zählte und schon ein Mönch war, ein gelehrter und andächtiger Mönch im Minoritenkloster zu Meiningen. Die Brüder liebten einander innig und hatten, ausser dass sie einander mit ganzer Seele gehörten, weder Vater noch Mutter, weder Sippe noch sonstige Verwandtschaft auf der ganzen Welt. Georg besuchte seinen Bruder Johannes oft auf der stillen Zelle und schaute durch das kleine gotische Fenster über Wall und Graben der Stadt hinweg ins freie, offene Tal. Das Kloster war dicht über der Stadtmauer beim Untertor gebaut, und unter seiner schwarzen Mauerwand schoss mit gleich düsterer Farbe die Flut des Wallgrabens rauschend vorüber.

Georg Doth dachte an den Bruder auf seiner Wanderung, wie dieser sich freuen würde, wenn er den Anfang des Gedichtes vernähme, welches seiner Meinung nach so herrlich zu werden versprach. Er dichtete während er ging, seine Augen sahen die Nacht nicht, sondern die Palmen von Mamre, er überfuhr den See Genezareth, die Phantasie lieh ihm ihre Flügel, während nur mechanisch sein Fuss vorwärts eilte, flog sein Geist – von Rhythmen beschwingt, von Luft getragen –, durch Italien und Hellas, und führte seinen Helden durch Meere und Wüsten

nach der heiligen Stadt. Wie er dort ankam, rief ihn der Wächter am Obertor der Stadt Meiningen mit rauer Stimme an, und entzauberte schnell den so glücklich und begeistert träumend dichtenden Jünger Apollos.

INHALT

ERSTES BUCH: HESPERUS 5

Kapitel 1	7
Kapitel 2	17
Kapitel 3	28
Kapitel 4	39
Kapitel 5	52
Kapitel 6	65

ZWEITES BUCH: MITTERNACHT 77

Kapitel 1	79
Kapitel 2	90
Kapitel 3	101
Kapitel 4	111
Kapitel 5	122
Kapitel 6	134

DRITTES BUCH: AURORA 147

Kapitel 1	149
Kapitel 2	160
Kapitel 3	170
Kapitel 4	184
Kapitel 5	199
Kapitel 6	210

Georgs Gedicht über die Reise ins Heilige Land 221